Willie, der Osterhase.

Von Katie Lubowski.

Nun war es doch zu einem offenen Bruche zwischen den beiden jugendlichen Hitzköpfen — der Erzieherin über die drei Bodellschen Rangen und dem Inspektor, der sich mit dem übrigen Besitzthum des Bodells herumplagte—gekommen!

Lore Sanders hatte nach einem heftigen Wortstreit, der sich wegen einer Geringfügigkeit entspann, Herrn Willi Alt in Gegenwart der Erwachsenen und Unmündigen erklärt, daß sie augenblicklich die erfolgreiche Stätte ihrer Wirksamkeit verlassen werde, wenn er sich nicht aus ihrem Gesichtskreis — für immer — entferne.

Nun aber besaß Willi Alt einen Vetter in der Nähe, der ihn schon längst um seine Unterstützung in dem großen landwirthschaftlichen Betrieb gebeten hatte. Da er noch dazu mit schnödem Mammon reichlichst gesegnet war und keinen Vater mehr hatte, der sein Recht gegen ein heftiges kleines Mädchen vertheidigte, so blieb Lore Sanders auf ihrem Platz, und er verlegte seinen vorläufigen Wohnsitz drei Kilometer weiter auf das Rittergut seines betagten Vetters.

Es war wohl, als ob in den nächsten Wochen jeder Baum und Strauch voll heimlicher Wunder steckte. Es trieb und sproßte, blühte im Walde an geschützter Stelle blau und weiß und duftete im Park nach Fruchtbarkeit und Erfüllung. Aber sonst geschah nichts anderes, als daß die Kinder wilder und ungeduldiger als sonst waren, weil sie sich Tag und Nacht auf den Osterhasen freuten.

Umsonst versuchte Lore Sanders, sie zu beruhigen.

„Wenn ihr nicht endlich gehorsam und fleißig werdet, dann kommt er überhaupt nicht zu euch," drohte sie mit erhobenem Zeigefinger.

Aber das Baby, der Hans, lachte sie einfach aus.

„Du sollst sehen, er kommt, Fräulein... der Förster hat ihn überhaupt schon unter unserem Fenster gesehen."

Gegen den Förster aber war Lore Sanders ein Nichts! Er überragte sie um zwei reichliche Köpfe, trug einen wallenden, grauen Bart, ließ mit einem Mundaufthun ein Dutzend Bussards, ein Gros Füchse und diverse Dachse verenden und begann seine sämmtlichen Sätze mit schallendem „Hoppla".

„Hoppla", fing er denn auch an, als er an einem warmen Nachmittag zu Lore Sanders und dem Bodellschen Dreiblatt trat, das — obwohl es noch zehn Tage Zeit hatte — hinten jedem Busch nach Ostereiern suchte, „Hoppla, aufgepaßt, was ich für euch in meinem Rucksack hab'!"

Sie durften alle auf das graugrüne Segeltuch tippen.

Etwas Weiches, Warmes und Bewegliches quiekte unter ihren kleinen Fäustchen. Sie riethen hin und her, ohne natürlich das Rechte zu finden. Da schob er sie mit seinem kleinen Finger fort und löste die Schnur des Rucksackes.

Lore Sanders hatte indessen um den Rest ihres Ansehens gebangt. Denn wenn schließlich aus der Tiefe eine kleine Schlange oder ein paar Frösche, wie sie sich die Jungen schon lange wünschten, hinausschlüpften, wäre sie einfach davongelaufen.

Aber es war ein junges, weiches, niedliches Häslein, das dem Förster in den Keller gelaufen war.

Es ging also noch verhältnißmäßig gut ab!

Die Kinder waren selig. Das graubraune, zappelige, bewegliche Dingelchen wurde in eine Kiste gesperrt, die am nächsten Tage fein überdacht werden sollte. Dies wurde aber hinausgeschoben, weil das Häslein einstweilen fromm und artig in einer Ecke hockte und nichts unternahm. Ueberhaupt war dieser erste Tag seit Langem der glücklichste und friedvollste in Lore Sanders Dasein. Die Jungen sahen bei dem Häslein und quälten sie nicht wegen der Ostereier. Aber bald wuchs ihnen eine neue Sorge.

„Fräulein, wir müssen das Osterhäslein taufen," behaupteten sie ernsthaft.

„Man tauft keine Thiere," versuchte sie zu belehren. Da kam sie aber schön an.

„Hoho, Fräulein, Papis Hund heißt Nimrod, und Muttis Katze hört auf Miezi und Mamsellchens Matz auf Hansi... nee... laß man... wir wissen auch schon, wie er heißen soll... Willi!"

Sie wehrte sich verzweifelt gegen dies Heraufbeschwören entschwundener Schatten:

„Auf keinen Fall, Kinder! Willi ist überhaupt ein häßlicher Name."

Aber es war nichts zu machen. Ehe noch der zweite Tag sich neigte, hallte der Raum, in welchem der Hase athmete, von dem Namen wider, den sie doch nicht hören konnte.

Die Tage vergingen langsam und spurlos. Nur Willi, der Osterhase, bewies deutlich, daß sie dagewesen waren. Denn er war zusehends fetter und stärker geworden und that schon zuweilen einen recht eigenmächtigen Luftsprung.

So kam's, daß die Jungen an einem stürmischen Morgen die Kiste leer fanden. Der undankbar Osterhase hatte durch eine Luke unbemerkt die Freiheit zurückerlangt. Ihr Jammern war unbeschreiblich. Mit von langem Weinen dickgeschwollenen Gesichtern liefen sie umher, bis der Aelteste einen Ausweg gefunden hatte, wie das unbeschreibliche Unglück noch einmal gutzumachen sei.

„Du mußt ihm schreiben, Fräulein," bettelte er beweglich.

Lore Sanders aber wollte sich nicht dazu hergeben.

„Er sieht es doch gar nicht, Kind, und selbst wenn er es sehen würde, er könnte es doch nicht lesen."

Der Kleine lächelte überlegen.

„Mamsellchen sagt, in der Osternacht können die Thiere lesen und sprechen... also thu's." Aber sie blieb standhaft. Da liefen sie zu Papa.

„Schreiben Sie doch einen Zettel, wenn es die kleine Bande nu mal glücklich macht, unterstützte er seine Rangen.

Wie sollte sie da wohl standhaft auf ihren Grundsätzen beharren. Sie schrieb also, was ihr die Kinder diktirten:

„Lieber, einziger Willi, komm doch zurück".....

Der Zettel wurde freilich in einen Umschlag gethan und an den Strauch befestigt, der unter jenem Fenster stand, wo der Förster das Häslein zuerst gesehen haben wollte. Die Adresse lautete kurz und bündig: „An Willi."

Am Ostersonnabend, bei'm hellen Mondenschein, wurde das Werk vollbracht. Die Nacht sank. Die Brunnen und Bächlein rauschten lauter, weil sie sich mit Heilkraft füllten. Die Stachelbeerbüsche thaten einen kräftigen Schuß, und die liebe Sonne tanzte über den rothen Wolkenbergen endlich dem Fest der Ostern entgegen.

Da kam Wili Alt von dem Frühgang, den er an jedem Ostersonntag unternahm, an dem Bodelschen Gutshause vorbei, lüftete die Mütze, weil ihm heiß wurde, und schlich durch den ihm wohlbekannten Laubengang ein wenig näher heran.

Ihn trieb eine unaussprechliche Sehnsucht hierher.

Daß er hier stand und in aller Heimlichkeit nach ihrem Fenster lugte, wußte ja niemand... als er... Sein Blick irrte über die Rabatten und Sträucher, die er vor Jahresfrist gepflanzt hatte. Sie standen voll dicker Knospen und trugen wohl schon gar eine vorzeitige Blüthe.... Er mußte aber einsehen, daß er sich geirrt habe. Es war nur ein weißes Brieflein, das seinen Namen trug.. In sein Gesicht stieg eine flammende Röthe. Er kannte Lore Sanders Handschrift zu genau, um auch nur einen Augenblick über die Schreiberin Zweifel zu hegen. Erstaunt sein oder gar in ernsthafte Erwägungen über die Unmöglichkeit dieser Briefbesorgung zu gerathen, dies vermochte er jetzt nicht. Er riß einfach mit zitternden Händen den Umschlag auf und las, daß sie ihn rief... Ja, er wunderte sich auch nicht eine Sekunde, weil sie ihm das „Du" gab; er fand es so unsagbar selbstverständlich und natürlich, weil er sie heimlich ja schon immer mit tausend zärtlichen Schmeichelnamen gerufen hatte.

Er überlegte nur, wie er jetzt ihrem Ruf folgen könne. Daß sie eine Frühaufsteherin war, wußte er genau. Vielleicht hielt sie sich irgendwo versteckt und wartete auf ihn.

Bei Gott... so war es... Er gewahrte plötzlich, wie sie daherkam, auf den Strauch, der das Amt eines Briefträgers so treu versehen, zustrebte, und nun besann er sich auch nicht länger.

Er stürzte auf sie zu, riß sie in die Arme und flüsterte ihr ins Ohr: „Da bin ich, kleine Lore... ich hätt's auch nicht länger ausgehalten ... und ich danke dir tausendmal für deine Zeilen."...

Es hätte eigentlich schrecklich werden müssen; denn sie schluchzte in wilder Verzweiflung über dies entsetzliche Mißverständnis die Wahrheit heraus.

Es wurde aber sehr gemüthlich und wunderschön.

Und die liebe, goldene Ostersonne tanzte über aller Häupter, und Willi, das wirkliche Osterhäslein, saß hinter einem Zierstrauch und lachte sich halbtodt über die närrischen Menschen, die immer so furchtbar heldenhaft thun und im Grunde genommen doch alle — — besonders in der ersten Zeit der jungen Liebe — — ein richtiges, ängstliches Hasenherz in sich tragen.

Abonnenten, die den „Deutschen Correspondenten" nicht pünktlich oder unregelmäßig erhalten, sind ersucht, der Office davon per Telephon oder schriftlich Mittheilung zu machen.

Auferstehung.

Eine Ostererzählung aus alten Tagen.

Warm und sonnig war das Frühjahr des Jahres 1525 auch über den rauhen, theilweise recht unwirthlichen Höhen des sächsischen Erzgebirges angebrochen und überall begann sich's auf den weiten Wiesenflächen, den frisch gepflügten Aeckern und selbst schon in den dunkelnachtenden Fichtenwäldern von jungem, fröhlichem Leben zu regen. Neugierig lugten überall zarte grüne Halme aus dem dampfenden Erdboden, gleich als wollten sie Umschau halten, ob's Zeit sei, das schwarze Gefängniß mit der goldenen Freiheit zu vertauschen. Aehnlich erging's auch den Schaaren froher Menschenkinder, die Weg und Steg bevölkerten, und nach des rauhen Winters langer Haft in Gottes freier Natur sich zu ergehen. Ostern, das Fest der Auferstehung, war eben angebrochen, und wie wandert sich's so frohgemuth durch Wald und Feld als am Ostermorgen, wenn die Lerche hoch in den blauen Lüften dem gütigen Schöpfer ihr Auferstehungslied jubilirt. Da wacht auch das Menschenherz aus seinem Grame auf und lernt verstehen, daß auch ihm ein Ostern lacht, ein Ostern mit seiner Lebensfreude, seinem jungen Hoffen und Lieben!

„Wohin sich deine Blicke wenden,
Blüht Ostern aus Charfreitagsleid:
Das Auferstehen will nicht enden,
Und noch ist's österliche Zeit....."

Etwas abseits vom Strome der festtäglich gekleideten Menge schritten zwei Männer, scheinbar in ernste Gespräche vertieft, unbekümmert um die scheuen Blicke und die ehrfurchtsvollen Grüße, die ihnen zuweilen galten. Der eine war bereits in höherem Alter, mager, blassen Antlitzes, und nach seiner Kleidung geistlichen Standes. Er schien seinem etwa zehn Jahre jüngeren Gefährten, dem ein blonder Vollbart und krauses Haupthaar das Aussehen bewußter Männlichkeit verlieh, irgend ein schwieriges Problem zu erläutern. Denn er sprach eifrig, eindringlich auf ihn zu und begleitete seine Worte mit lebhaften Gesten:

„Wie könnt Ihr meinen, daß mit dem Tode alles zu Ende ist? Was soll aus unserer Seele werden, an deren Unsterblichkeit Ihr doch wohl auch glaubt?"

„Gewiß, ehrwürdiger Vater," erwiderte der Angeredete, „aber das vermag ich nicht zu fassen, daß unsere Seele nach des Leibes Tode wieder mit einer solchen Hülle, einem Leibe, bekleidet sein und auferstehen werde. Der Leib ist ja nicht als vergänglicher Staub und soll wieder zu Staub werden."

„Aber daß aus dem Staube, aus der Verwesung neues, frisches Leben hervorkeimt," nahm der Geistliche wieder das Wort, „das seht Ihr ja grade an solchen wonnigen Frühlingstagen wie heute, wo wir unseres Herrn Auferstehung feiern! Ist's nicht, als wolle unser Schöpfer uns da selbst sichtbarlich des Leibes Auferstehung darstellen? Sehet, das verweste Samenkorn dort, wie es ein grünes Hälmlein aus seinem dunklen Grabe emporsendet, und bald wird's wachsen und blühen und eine Aehre tragen zu gesegneter Ernte! Oder betrachtet den bunten Falter, der dort freudetrunken von Blume zu Blume gaukelt! Ehedem eine häßliche Raupe, lag er dann als starre Puppe in seinem dunklen Sarge. Hätte man ihn da mit Messer und Sonde untersuchen wollen, nichts würde man entdeckt haben von dem farbenprächtigen Geschöpfe, das sich wie ein Seelchen seines jungen Daseins freut. Oder denkt an das Küchlein, das aus dem Ei hervorhüpft! Ist's nicht auch ein Auferstehen aus dunkler Grabeshülle, ein fröhliches Werden aus erstorbener, todter Materie? Und vollends"...

„Verzeiht, ehrwürdiger Vater," unterbrach ihn der jüngere eifrig, „das alles sind gewiß treffende Bilder und Vergleiche, aber Beweise, logische Beweise für die Auferstehung des Leibes sind's nimmermehr. Denn in den von Euch erwähnten, sinnvollen Beispielen handelt es sich nicht um Neubelebung todten und verwesten Stoffes, sondern nur um dessen Umwandlung. Der Keim des Lebens ist sicher im verwesenden Samenkorn, in der Puppe, im Ei nicht erstorben. Was aber einmal todt und erstorben ist, das kann und wird nie wieder lebendig werden!"

Der ältere machte ein recht bekümmerliches Gesicht. Er sah ein, daß es ihm nicht gelingen werde, seinen Freund, der ihm als scharfer Denker mit den Waffen des Verstandes die Thatsachen des Glaubens ergründen wollte, von der Auferstehung der Todten zu überzeugen. Das Wunder, und um ein solches handelt es sich doch hier, ist, wie unser großer Dichter sagt, „des Glaubens liebstes Kind," und kann nimmermehr verstandesmäßig erfaßt und logisch bewiesen werden. Einen rathlos fragenden Blick sandte der Geistliche empor zum Himmel, und dann irrten seine Augen wie suchend auf dem Erdboden umher, indes der andere andächtig eine Frühanemone, die er soeben gepflückt hatte, mit einer Lupe betrachtete. Da gewahrte der ältere plötzlich in einiger Entfernung ein kleines Lindenbäumchen, nur ein paar Fuß hoch, mit dickgeschwollenen Knospen. Wie einer höheren Eingebung folgend, ergriff er den Freund, zog ihn zu der Stelle, wo das Bäumchen stand, und rief: „Wenn es eine Auferstehung der Todten gibt, so wird dies Bäumchen, nachdem ich es aus der Erde gezogen, und umgekehrt mit der Krone auf's neue gepflanzt habe, wachsen und gedeihen zu einem mächtigen Baume, wenn es hingegen verdorrt, so seid Ihr im Rechte, und es gibt keine Auferstehung! Seid Ihr einverstanden?"

„So sei's," stimmte der Andere feierlich ein und reichte dem älteren Freunde zur Bestätigung die Rechte. Dieser aber schritt auf das Bäumchen zu, entfernte bedächtig die oberste Schicht Erde und zog behutsam das Stämmchen aus dem Boden. Dann erweiterte er mit Zuhülfenahme seines Taschenmessers die Oeffnung und senkte das Bäumchen mit der schmalen Krone hinein, also daß das verästelte Wurzelwerk wie eine gar wundersame Krone in die laue Luft ragte...

Ein Jahr war vorüber gegangen, ohne daß an dem merkwürdigen Baumzeugen irgend welche Veränderung wahrzunehmen gewesen wäre. Aber, o Wunder, als das übernächste Frühjahr kam, da ging mit ihm etwas gar Sonderbares vor: an den gleich Aesten und Zweigen emporstarrenden Wurzeln bildeten sich Augen, die immer mehr anschwollen, dann lugten kleine grüne Blättchen daraus hervor, und im Laufe der Zeit trieb der Wunderbaum Zweige und Aeste und wuchs zu einem stattlichen, breitästigen Stamme heran, der noch heute auf dem alten Friedhofe der ehrwürdigen Bergstadt Annaberg unter dem Namen „Auferstehungslinde" die Bewunderung aller Naturfreunde hervorruft. Ihr Stamm ist kaum zwei Meter hoch und hat einen Umfang von etwa sieben Metern.

Weithin aber schattet die auf mächtigen Steinpfeilern ruhende Krone, deren dichtes Blätterdach vor den heißen Sonnenstrahlen schützt. Betrachtet man die lang ausgestreckten sonderbar gewundenen Aeste, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß sie wohl eher Wurzeln darstellen mögen. Und fragst du, lieber Leser, wer die beiden Männer waren, denen der Herr über Leben und Tod dies lebendige Zeugniß seiner Allmacht gab, so hat die Sage wenigstens den Namen des einen aufbewahrt, der hierdurch zum Glauben an die Auferstehung der Todten geführt ward; Adam Ries war's, der berühmte Rechenmeister, gewöhnlich Adam Riese genannt, geboren im Jahre 1492 in Staffelstein (Bayern), seit 1525 in Annaberg lebend, und später am dortigen Bergamte angestellt, ein klarer, kluger Kopf, der da wähnte, alles zahlenmäßig berechnen und ergründen zu können. Aber die Geheimnisse des Glaubens spotten der menschlichen Vernunft und dem Allmächtigen, der uns gerade im erwachenden Lenze mit Wundern über Wunder umgiebt, die wir nur deshalb nicht als solche gelten lassen mögen, weil sie zu alltäglich sind, muß auch das Wunder der Todtenerweckung möglich sein. Das will die ehrwürdige „Auferstehungslinde" in Annaberg dem kleingläubigen Geschlechte der Zeit predigen.

Herr Ging-Es und Herr Schnitt-Es--hier ist Herr „Gets-It".

Die moderne Hühneraugen-Kur, die so sicher wie Sonnenaufgang ist.

„Ich liebe Sie bis auf's Fleisch", sagt das Rasirmesser zum Hühnerauge. „Ich blute für Sie," sagt das Hühnerauge zum Rasirmesser. Rasirmesser und Hühneraugen lieben einander. Dem Hühnerauge gefällt es, geschnitten, ge-

„O warum habe ich es gethan? „Gets-It" für mich von jetzt an, wenn ich lebe."

zerrt, gefeilt, gepflastert und gezogen zu werden—es wächst schneller. Herr und Frau Ging-Es und Schnitt-Es erkennen es jetzt—Sie benutzen nun „Gets-It"—es ist die wunderbare, einfache Hühneraugen-Kur, die nie fehlschlägt. Beendet Schmerzen. In zwei Minuten angewandt, es trocknet sofort ein; das Hühnerauge ist gerichtet. Nichts, was an den Strümpfen klebt oder auf das Hühnerauge drückt. Es bedeutet „Fahrwohl" für Pflaster, Salben, Pinzetten, Rasirmesser und Leibbandagen. Sie können kleinere Schuhe tragen. Ihre Hühneraugen fallen sofort ab, rein, wie ein „Pfiff". Entzündet nie gesundes Fleisch. Die verläßlichste Hühneraugen-Kur der Welt. „Gets-It" wird von Apothekern überall für 25c. die Flasche verkauft, oder direkt von E. Lawrence & Co., Chicago, Ill., versandt.

(Jan30;My12;Apr23;Jun14)

Deutschland in der indischen Dichtung.

„Indien ist das Schönste in der Welt und wir sind die Nachtigallen in diesem Rosengarten!" singt der zeitgenössische hindustanische Dichter Mohammed Ikbal und giebt damit seiner Liebe zur Heimath einen schönen Ausdruck. Die schwärmerische Verehrung für sein Vaterland machte ihn aber nicht unempfänglich für die Schönheiten anderer Himmelsstriche. Während seiner Heidelberger Studienzeit entstand ein Gedicht, das nach der Ueberschrift „Am Ufer des Neckar, um 2 Uhr Morgens" entstanden ist. Es lautet in deutscher Uebersetzung:

„Still ist der Berg und der Fluß und das Thal,
Es scheint die Natur in Sinnen versunken.
Die gefiederten Sänger verstummten zumal
Und der Wald am Hügel ruht schlummertrunken.
Die Karawane der Sterne zieht
Ohne Glöckchenklingen auf himmlischen Wegen,
Still leuchtet der Mond, die Bewegung ist müd',
Im Schooße der Nacht will sie schlafen sich legen.
So stark ist der Stille Zaubermacht,
Daß der Neckar ruht, nicht weiter fließend, —
Nun werde auch du still, mein Herz, in der Nacht
Und schlafe, das Leid in dich verschließend."

Ikbal ist nicht der einzige indische Dichter, der Deutschland poetisch verherrlicht hat. Der Raja Shyama Kumar Tagore (nicht zu verwechseln mit Rabindranath Tagore, dem Nationaldichter Bengalen's) verfaßte anläßlich der Reise des deutschen Kronprinzen nach Indien ein „Germany Kavya" (Kunstgedicht über Deutschland), das im Jahre 1913 bei Drugulin in Leipzig gedruckt wurde. Das Gedicht, das der Verfasser S. K. H. dem deutschen Kronprinzen widmete, ist in schönem, klassischen Sanskrit verfaßt. Nach einigen Widmungsversen und den üblichen Segenssprüchen, in denen die Götter aufgefordert werden, das Unternehmen zu fördern, giebt der Dichter zunächst eine schwungvolle Schilderung Deutschland's, „das in der Mitte Europa's daliegt wie ein großer Edelstein, der als Mittelstück in einer herrlichen Perlenkette leuchtet". Der erste Gesang behandelt das Waldleben der alten Germanen, der zweite die Thaten des Ariovist und Arminius, sowie die Kriegszüge der Römer in Deutschland, bis schließlich „der hellleuchtende Glanz Rom's von dem Funkeln der germanischen Waffen verdunkelt wurde, wie das Licht einer Lampe von der Morgenröthe" und „die Germanen eroberungslustig über die Grenzen ihres Landes hinauszogen, wie die Wasser eines Bergstromes, der aus seinem Bett heraustratt". Die Gesänge 3 bis 6 geben kurze Charakteristiken der meisten deutschen Kaiser, von Pipin dem Kleinen bis zu Friedrich dem Ersten. Der Dichter ist auch hier außerordentlich bilderreich, so heißt es z. B. von Otto dem Ersten: „Das Feuer der Majestät dieses gewaltigen Herrschers brannte auf dem ganzen Erdenrund, nachdem es von den Heuschrecken, nämlich seinen Feinden, nur noch die Asche übrig gelassen hatte." Bei der Schilderung Konrad des Dritten berichtet er die Sage von den treuen Weibern von Weinsberg. Nach einigen Versen über die Kultur des Mittelalters geht Tagore im siebenten Gesang auf die Kriege mit Napoleon Bonaparte ein, der (in Anlehnung an Kalidasa's Schilderung des Dämons Tarala, Kumarasambhava der Zweite, 32) mit einem Kometen verglichen wird, der erschien, um die Welt heimzusuchen. Die beiden folgenden Gesänge prisen den Ruhm Kaiser Wilhelm des Ersten; der Dichter gibt dabei eine ausführliche Schilderung der Schlacht bei Sedan, über deren unglücklichen Verlauf „sich der Franzosenkaiser abhärmte, wie eine Schlange, der die Giftzähne herausgebrochen wurden". Der achte Gesang schließt mit den schönen, an den alten Kaiser gerichteten Worten: „So lange Sonne und Mond aufgehen und den Himmel erleuchten, so lange die Weltschlange die Erde und Alles, was beweglich und unbeweglich auf ihr ist, trägt, so lange die Götter auf dem Goldberge Meru wohnen und der Ganges auf Erden fließt, so lange soll auf dem Erdkreise dein mondgleichstrahlender Glanz wachen." Der letzte Gesang ist dem Kaiser Friedrich des Dritten und seinen Nachkommen gewidmet. Von Kaiser Wilhelm dem Zweiten sagt der Dichter: „In deutschen Landen ist Niemand, auch wenn sein Vater gestorben ist, vaterlos, weil der Kaiser selbst immerdar ihn wie ein Vater behütet". In den letzten Versen des Werkes schildert dann Tagore, wie der „durch seine Einsicht gleich dem Gott Brihaspati auf der Welt berühmte „Fredrig Uyiliyam" die „überaus zarte" Hand der Prinzessin „Sisili" ergriff und wie aus der Verbindung dieses edlen Paares ein junger „Uyiliyam" entsproß, der an einem glückverheißenden Tage geboren wurde und mit allen Kennzeichen eines künftigen großen Herrschers versehen ist.

Ein gutes Rezept um Haar zu dunkeln.

Salbei-Thee und Schwefel macht fahles, graues Haar dunkel und glänzend.

Beinahe Jedermann weiß, daß Salbei-Thee und Schwefel, richtig gemischt, die natürliche Farbe und den Glanz des Haares zurückbringen, falls dasselbe fahl, streifig oder grau geworden ist. Vor Jahren konnte die Mischung nur zu Hause fabrizirt werden, was mit vielen Mühen verbunden war.

Heutzutage fordern wir nur in irgend einer Apotheke „Wyeth's Sage and Sulphur Hair Compound". Man erhält eine große Flasche dieses altmodischen Rezepts, durch Beimischung anderer Bestandtheile verbessert, für etwa 50 Cents. Jedermann benutzt heute dieses Präparat, weil Niemand möglicher Weise erkennen kann, daß Sie Ihr Haar dunkelten, da es so naturgetreu und gleichmäßig geschieht. Man feuchte einfach einen Schwamm oder eine weiche Bürste damit an und ziehe diese Strähn nach Strähn durch das Haar. Bis zum Morgen verschwindet das graue Haar. Nach einer oder zwei weiteren Applizirungen wird das Haar schön dunkel, dicht und glänzend, und Sie sehen um Jahre jünger aus. „Wyeth's Sage and Sulphur Compound" ist ein angenehmer Toiletten-Artikel. Es ist nicht für die Kur, Linderung oder Vorbeugung von Krankheit bestimmt. (Anzeige)

Was Senator Humbert in Verdun gesehen hat.

Der Senator und ehemalige Artillerieoffizier Humbert ist in Verdun gewesen, das er im Senat vertritt, und schildert nun, wie wir der „Straßburger Post" entnehmen, im Pariser „Journal" (vom 17. und 18. März) seine frischen Eindrücke wie folgt:

Ich habe die alte Festung und ihre Umgebung drei Tage lang besucht. Ja, ich habe sie gesehen, wie sie stoisch alle Martern unter den deutschen Geschossen ertrug. Auf meinem Weg habe ich all die Wagenladungen beobachtet, die nach Verdun gehen, um die Heere mit allem Nöthigen zu versorgen, ich habe Soldaten getroffen, die in den Kampf ziehen und aus dem gigantischen Drama ausgeforscht, ich habe mich unter sie gemengt, bin Zeuge ihrer tiefen Erschütterung gewesen und habe ihren Seelenzustand begreifen gelernt. Dann habe ich auch die ungeheure militärische Maschine bei der Arbeit beobachtet und kehre nunmehr tief erschüttert von der tragischen Majestät des Schauspiels und voller Bewunderung für die Heldenhaftigkeit unserer Soldaten heim. Das deutsche Bombardement! Davon kann man sich gar keine Vorstellung machen, nicht einmal eine entfernte Vorstellung, wenn man dem Schauspiel nicht in unmittelabrer Nähe beigewohnt, wenn man die Bomben nicht hat fallen sehen, wenn man ihre Wirkungen nicht mit eigenen Augen festgestellt hat. Hier hat das ganze moderne Deutschland mit seinen Fabriken, Kasernen, Arsenalen, mit seinen 60 Millionen Bewohnern, die seit 4 Jahrzehnten von der fixen Idee beherrscht sind, der ganzen Welt den Krieg zu erklären (!!), dieses Deutschland mit seinen Arbeitern, Soldaten, Minen, seinen Hochöfen, Laboratorien, Essen, hier hat das wirthschaftliche, industrielle und militärische Deutschland seine höllischen Erzeugnisse, sein todtbringendes Material ausgeschüttet. Unter dem Hagel von Geschossen wollte ich die alte Maasstadt wiedersehen. In Begleitung von drei Freunden in Uniform bin ich durch die verödeten Straßen der Stadt hindurchgeeilt. Ich habe die Truppen in ihren Unterständen besucht. Nirgends verleugnet der Soldat seine Todesverachtung. Ich habe auch die beiden einzigen Civilisten getroffen, die in Verdun zurückgeblieben sind. Sie wollen aus ihrer Stadt nicht wanken noch weichen. Sie leben dort, ich weiß nicht wo und weiß nicht wie. Ich bin bis zum alten Rathhaus gegangen. Dort habe ich die Compagnie Feuerwehrleute mit ihrem Führer gesehen, die in der bombardirten Stadt nach wie vor ihren Dienst thun. Gerade wie ich ihnen meine Anerkennung ausspreche, schlägt ein 30,5er Geschoß dicht vor uns ein. Das gab ein furchtbares Krachen. Die Feuerwehrleute ziehen mich in ihren Keller. Ich habe die Denkmäler und die Häuser gesehen, in denen ich vor einigen Monaten meinen Freunden die Hand gedrückt hatte. Jetzt fehlt hier eine Mauer, dort ein Dach. Der anmuthige Blick auf das Maas-Ufer ist dahin. Alle Gebäude, die den Fluß einrahmten, sind in's Wasser gestürzt. Das Theater, in dem eben noch Wohlthätigkeitsfeste veranstaltet wurden, ist zur Hälfte zerstört. Im Augenblick, wo wir über die Brücke gehen, pfeift ein neues Geschoß, es schlägt durch das Dach eines Hauses, und das ganze Gebäude ist wie weggeblasen. Schwarzer, dicker, erstickender Rauch füllt die Straße. Posten stehen hier und da und wachen über der todten Stadt, um zu verhüten, daß sich Plünderer in die verlassenen Räume einschleichen. Der Geschoßhagel wird immer größer. Schlag auf Schlag fallen acht Geschosse auf einen Häuserblock von weniger als hundert Metern Seitenfläche. Ein Geschoß saust so nahe an uns vorbei, daß wir bei der darauffolgenden Explosion gegen die Mauer geschleudert werden. Bei dieser Gelegenheit konnte ich die methodische Genauigkeit und Treffsicherheit der feindlichen Artillerie bewundern. Dann habe ich die alte Stadt verlassen. Niemals war sie mir so schön und großartig erschienen. Denn unter den deutschen Bomben kam sie mir vor wie das Bild des französischen Widerstandes.

Unverfroren. — Hausherr: „Sehen Sie mal die Spinngewebe an der Decke, Liese! Schämen Sie sich denn gar nicht?" Liese: „Aber, gnädiger Herr, ich denke, Sie sind im Thierschutzverein!"

Entsetzlich. — „Heute früh ist ein Fensterreiniger in einem fünften Stockwerk von der Fensterbank gefallen." „Schrecklich! Natürlich war er auf der Stelle todt?" „I wo! Er hat sich gar nicht das Geringste gethan!" „Wie ist das möglich?" „Er fiel nach innen."

Modern. — „Unbegreiflich, da erzählt mir meine Freundin, daß ihr die Ehe allerlei Abwechslung brächte, und dabei hat sie noch immer ihren ersten Mann."

Wie kann man nur! — „Gnädiges Fräulein, ich gestatte mir, Ihnen nachträglich zu Ihrer Verlobung zu gratuliren." — „Ach Gott, ich bin ja schon wieder frei." — „So, so — und wer ist der Glückliche — wenn ich fragen darf?"

Klare, rosige Haut erwartet Alle, die heißes Wasser trinken.

Sagt, ein Innenbad vor dem Frühstück hilft uns, rein, gesund und frisch auszusehen und sich wohl zu fühlen!

Glücklich und heiter — munter —, froh und lebhaft — eine gute klare Haut, eine natürliche, rosige, gesunde, Hautfarbe werden nur gesichert durch reines, gesundes Blut. Wenn nur jede Frau und jeder Mann sich an das Innenbad am Morgen gewöhnen würde, eine erfreuliche Veränderung würde eintreten. An Stelle der Tausende von kränklichen, bleichsüchtigen Männern, Frauen und Kindern mit teigiger oder unklarer Hautfarbe; an Stelle der Unmassen von nervösen „Ruinen", „Abgespannten" und „Hirnarmen" und Pessimisten würden wir eine kräftige, optimistische Menge von Leuten mit rosigen Wangen überall sehen.

Ein Innenbad wird genommen, wenn man jeden Morgen vor dem Frühstück ein Glas sehr heißen Wassers mit einem Theelöffel voll Kalkstein Phosphat trinkt, um aus dem Magen, der Leber, den Nieren und zehn Yards Eingeweiden die unverdaulichen Abfälle des Vortages, sauere Gährstoffe und Gifte zu waschen und damit den ganzen Verdauungs-Apparat zu reinigen, zu waschen und zu stärken, ehe man dem Magen mehr Nahrung zuführt.

Alle, die an krankhaften Kopfschmerzen, Unverdaulichkeit, übelriechendem Athem, Rheumatismus, Erkältungen leiden; und besonders Jene, die eine blasse, trübe Hautfarbe haben und die sehr oft hartleibig sind, werden dringend ersucht, in Apotheken ein viertel Pfund Kalkstein Phosphat zu kaufen, das nur eine Kleinigkeit kostet, aber genügt, um die schnelle und bemerkenswerthe Veränderung in Gesundheit und Aussehen zu demonstriren, die Denen bevorsteht, welche innere Sanitation üben. Wir müssen bedenken, daß innere Reinlichkeit wichtiger als äußerliche ist, weil die Haut keine Unreinlichkeiten absorbirt, um das Blut zu vergiften, während dies bei den dreißig Fuß Eingeweide der Fall ist. (Anz.)